

Teilabdruck aus:

Walter Gödden

# Traumata

Psychische Krisen  
in Texten von Annette von Droste-Hülshoff  
bis Jan Christoph Zymny

Ein Materialienbuch

AISTHESIS VERLAG

---

Bielefeld 2021

Die vorliegende Veröffentlichung erscheint im Rahmen des Projekts  
»Outside I Inside I Outside. Literatur und Psychiatrie«  
gefördert von der LWL-Kulturstiftung und vom Land Nordrhein-  
Westfalen. Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport

**LWL**

Für die Menschen.  
Für Westfalen-Lippe.



**Ministerium für Familie, Kinder,  
Jugend, Kultur und Sport  
des Landes Nordrhein-Westfalen**



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Publiziert von  
Aisthesis Verlag Bielefeld 2021  
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld  
Satz: Germano Wallmann, [www.geisterwort.de](http://www.geisterwort.de)

Open Access ISBN 978-3-8498-1658-2  
Print ISBN 978-3-8498-1766-4  
[www.aisthesis.de](http://www.aisthesis.de)



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International Lizenz.

## INNERE ZERRISSENHEIT – Christian Dietrich Grabbes Briefe

In »beunruhigender Nähe zu den luziferischen Gestalten« (s. S. 36) bewegte sich auch der Detmolder Dramatiker Christian Dietrich Grabbe (1801-1836). Er sagte von sich: »Ich kämpfe um inneres Glück mit aller Kraft. ... Ach, hätte ich Ruhe!«<sup>1</sup> Auch Grabbe fehlte es an innerer Contenance. Heinrich Heine verglich ihn mit Shakespeare und lobte sein dramatisches Talent über alle Maßen. Gleichzeitig führte er aber an:

Aber alle seine Vorzüge sind verdunkelt durch eine Geschmacklosigkeit, einen Zynismus und eine Ausgelassenheit, die das Tollste und Abscheulichste überbieten, das je ein Gehirn zu Tage gefördert. Es ist aber nicht Krankheit, etwa Fieber oder Blödsinn, was dergleichen hervorbrachte, sondern eine geistige Intoxikation des Genies. Wie Plato den Diogenes sehr treffend einen wahnsinnigen Sokrates nannte, so könnte man unsern Grabbe leider mit doppeltem Rechte einen betrunkenen Shakespeare nennen.<sup>2</sup>

Grabbes Briefe liefern für all dies Belege. Der Detmolder Autor präsentiert sich in seiner Korrespondenz als eine der skurrilsten und wildesten Gestalten der deutschen Literaturgeschichte. In der Heftigkeit, mit der er auftrat, übertraf er, so scheint es, alle. Die übliche Anschauung, dass sich aus persönlichen Lebenszeugnissen Aussagen über den Charakter des Schreibers herauslesen lassen, hebt Grabbe völlig aus den Angeln. Die rund 800 Seiten Grabbe-Briefe liefern ein wirres Zerrbild, Substrate eines überspannten Geistes, dem ein innerer Pol fehlte und der sich eben deshalb mal dieser, mal jener Schreibschablone bediente. Grabbe en lettre – das ist Grabbe pur, ein Autor unter Hochspannung.

Grabbe war nur auf dem (Brief-)Papier eine kraftmeierische Figur, in der Realität aber eine widersprüchliche und zerrissene Persönlichkeit. Vergleicht man Grabbes Briefe mit der Wirklichkeit, so klafft eine gewaltige Lücke. Der Autor war ein Hochstapler und Traumtänzer, wenn man so will. Er steigerte sich in alles Mögliche hinein, operierte stets auf schwankendem Boden. Ein Kartenhaus, dem jeden Moment der Einsturz drohte.

Das gilt schon für den ersten Brief des Elf- oder Zwölfjährigen an seine Eltern. Ein inständiger Bittbrief:

Liebe Eltern! ... Ich habe einen heftigsten Wunsch, Wunsch sage ich, die heftigste Begierde, die größte Leidenschaft nach einem Buche. Aber ach, alle meine Wünsche scheitern, meine Ruhe ist dahin auf lange, lange Zeit, es ist – es ist – – – ich bin verwirrt, ich vermag es nicht zu schreiben, es ist – – – o Gott – – – zu teuer. (S. 5)

Die innere Ruhe des Sohnes hänge, wie er schreibt, schon lange vom Besitz dieses Buches, Eberhard August Wilhelm von Zimmermanns *Taschenbuch der Reisen, oder unterhaltende Darstellung der Entdeckungen des 18ten Jahrhunderts, in Rücksicht der Länder-Menschen- und Productenkunde* (1808), ab. Auf alles andere wolle er verzichten, »keine Butter mehr essen, Kaffee wenig trinken« (S. 6), um seinen Seelenfrieden wiederherzustellen. Er beende den Brief, wie er schreibt, unter Tränen und Schluchzen.

15-jährig unterbreitete er dem renommierten Verleger Georg Joachim Göschen das Angebot, sein Trauerspiel *Theodora* in Verlag zu nehmen. Es sei von mehreren Gelehrten hochgelobt worden. Er schlägt nicht nur einen konkreten Erscheinungstermin vor, sondern stellt auch gleich konkrete Honorarforderungen. Der Verleger schreckte verständlicherweise zurück.<sup>3</sup>

Grabbes Elan konnte das nicht stoppen. Im nächsten Bettelbrief an seine Eltern schwärmt er von einem Buch, das er bestellt habe:

Es ist in seiner Art das erste Buch der Welt und gilt bei vielen mehr als die Bibel, denn es ist das Buch der Könige und des Volks, es ist das Buch, wovon einige behaupten, daß es ein Gott geschrieben habe, es sind: die Tragödien Shakespeares, des Verfassers des *Hamlets*, die schon 300 Jahr bekannt sind. (S. 9)

Als Begründung führt der 17-Jährige ökonomische Argumente an. Mit der Schriftstellerei sei es nicht nur möglich, auf der Universität »durch Nebenarbeiten ... Geld zu erwerben« (S. 9), sondern auch, anschließend »in Überfluß leben zu können« (S. 9). »Durch eine Tragödie kann

man sich Ruhm bei Kaisern und ein Honorar von Tausenden erwerben, und nur durch Shakespeares Tragödien kann man lernen, Gute zu machen, denn er ist der Erste der Welt, wie Schiller sagt, bei dessen Stücken Weiber zu frühzeitig geboren haben« (S. 9f.), heißt es hochtrabend.

Dass ihm die kleine Residenzstadt Detmold für eine solche Laufbahn denkbar schlechte Voraussetzungen bot, war dem Briefschreiber schon damals klar. Ganz andere Möglichkeiten bot ihm hier die Buchmetropole und Universitätsstadt Leipzig. Dort schrieb sich der 19-jährige Sohn eines Zuchthausmeisters, ausgestattet mit einem Stipendium der Fürstin Pauline zur Lippe, 1820 als Student der Rechte ein. Der Abgang vom Gymnasium war ihm um ein Jahr verwehrt worden. Seine Lehrer hatten »jugendliche Ausbrüche«<sup>4</sup> befürchtet.

Leipzig war damals ein bedeutendes kulturelles Zentrum mit eigenem Theater. Grabbe begann fieberhaft, an seiner literarischen Karriere zu basteln. Nach Hause berichtete er nur Bagatellen. Feurig wurde er erst, als er auf sein Trauerspiel *Gothland* zu sprechen kommt: »Mein Stück kommt täglich seiner Beendigung näher; ehe ich es aber verlege, werde ich es mehreren Theaterdirektionen anbieten; es wird mich gewiß sehr berühmt machen.« (S. 21)

Doch die Türen standen ihm nicht so offen, wie er seinen Eltern Glauben machte. Diese beruhigte er mit lammfrommer Prosa. Macht euch keine Sorgen, euer Sohn ist in bester Gesellschaft, strebsam und fleißig. In Wirklichkeit führte Grabbe ein wildes, zügelloses Leben. Er trank unmäßig und begann schon damals, seine Gesundheit zu ruinieren.

Im *Gothland* rechnet er mit sich selbst, der Welt und mit dem seichten Theaterrepertoire der Zeit ab. Er stürmt, wie eigentlich immer, ohne Wenn und Aber voran:

Noch niemand ging mit Idealen für  
Der Menschheit Wohl ins Leben, der  
Es nicht als Bösewicht,  
Als ausgemachter Menschenfeind verlassen hätte!<sup>5</sup>

Der Mensch  
Trägt Adler in dem Haupte  
Und steckt mit seinen Füßen in dem Kote! ...  
Was  
Ist toller als das Leben? Was  
Ist toller als die Welt?  
Allmächtger Wahnsinn ists,  
Der sie erschaffen hat! ...  
Allmächtge Bosheit also ist es, die  
Den Weltkreis lenkt und ihn zerstört!<sup>6</sup>

Schon dieser kurze Auszug deutet an: Grabbes Figuren sind gottlos, jeder Idealismus ist ihnen abhandengekommen. Sie liefern Beispiele einer nimmermüden Zerstörungswut.

Ostern 1822 wechselte Grabbe an die Universität Berlin, um hier bessere literarische Beziehungen zu knüpfen. Er fand Anschluss an Literatenkreise, denen auch Heinrich Heine angehörte. Vom Studium war kaum noch die Rede. Grabbe führte ein wüstes Studentenleben und verzichtete, wenn die Finanzen knapp waren, oft tagelang auf Nahrung. Seinen Eltern schrieb er weiterhin Briefe in bravster Prosa. Er berichtet von Prinzen und Prinzessinnen und dass die Berliner:innen »in der Regel sehr höflich« (S. 22) seien. Er erweckt den Anschein, als sei er von Nobilitäten geradezu umzingelt: »In dem Hause, wo ich jetzt wohne, soll es in der Beletage (d. h. eine Treppe hoch) von Grafen wimmeln.« (S. 22) Auch sonst stapelt er hoch:

Mein Werk schafft mir allmählich immer mehr Freunde, Bekannte und Bewunderer, besonders lerne ich dadurch viele Adlige kennen; einer ist darunter, mit dem ich fast alle Donnerstagabend esse. Das Stück ist aber so ausgezeichnet und groß, daß sie mir alle raten, ich müßte es nur außerordentlich geistreichen Männern zeigen, weil das gewöhnliche Volk es nicht verstünde. Ein Doktor Gustav sagte mir, daß mir meine Sachen, wenn erst eins gedruckt worden wäre, sehr hoch bezahlt werden würden. (S. 24f.)

Noch nie sei er, wie er schreibt,

so anerkannt worden ... wie jetzt; in einer beschränkten, kleinen Stadt wie Detmold können mich die Leute nicht begreifen, und ich muß darin ver kümmern wie welches Laub; hier haben meine Bekannte Nachsicht mit meinen Fehlern, weil sie einsehen, daß dieselben aus meinen Vorzügen entspringen. Ein hiesiger Schriftsteller hat von mir gesagt: ich wäre ein Mensch, den man erst nach Jahrhunderten verstehen würde. Darum werde ich aber nicht hochmütig, denn ich kenne meine Schwächen nur zu gut. (S. 27)

Es passt zum Großsprecherischen, dass sich der 21-Jährige dem ›großen‹ Ludwig Tieck andiente, einem der bedeutendsten Repräsentanten der damaligen Literatur. Ein Urteil von ihm – und Grabbe wäre fast schon ein gemachter Mann. Er schrieb ihm im September 1822: »Ohne die Worte eines Meisters, wie Sie, möchten die Kühnheiten meiner Komposition, von denen ich wahrlich keine einzige ohne näheren Bedacht hingesezt habe, schwerlich jemals ein gerechtes Urteil erfahren.« (S. 26) Er fordert ihn auf, ihn »öffentlich für einen frechen und erbärmlichen Dichterling zu erklären« (S. 26), wenn er sein »Trauerspiel den Produkten der gewöhnlichen heutigen Dichter ähnlich« (S. 26) finde, was eine Spur von Arroganz nicht verhehlen kann.

Tieck antwortete tatsächlich. Er lobte und tadelte. Einiges am *Gothland* nennt er »groß« und Zeugnis »wahre[r] Dichterkraft«. Das Stück sei »wenig süßlich sentimental« und »nachgeahmt«. Anderes falle »zum Erschrecken« aus dem Rahmen. Das »Grausame[...] und Zynische[...]« steche allzu eklatant hervor, das Stück atme »den Ton einer tiefen Verzweiflung«.<sup>7</sup>

Für Grabbe zählte nur das Lob. Anlass genug, sich ein zweites Mal an Tieck zu wenden. Dessen Briefe hätten seinen »Geist, der durch traurige innere und äußere Verhältnisse in die tiefste Apathie versetzt war, auf's neue beseelt« (S. 28). Darüber hinaus führt er an, dass er im Zustand »starrste[r] Kälte« (S. 29) schreibe, »welche denn freilich ein schlechter Ersatz für jene freundliche, mild wärmende Ruhe« (S. 29) sei. Er legte ein zweites Werk bei, diesmal das groteske Lustspiel *Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung*, das im Kreis der Studienfreunde viel Beifall gefunden hatte. In dieser Parabel auf eine groteske, verkehrte

Welt und den – Grabbe zufolge – erbärmlichen Zustand der damaligen Literatur, hat Grabbe selbst einen Auftritt. Er lässt sich als »zwerpigte Krabbe« beschimpfen: »Er ist so dumm wie'n Kuhfuß, schimpft auf alle Schriftsteller und taugt selber nichts, hat verrenkte Beine, schielende Augen und ein fades Affengesicht.«<sup>8</sup> Und was bitte sollte ein Regisseur mit Regieanweisungen wie der folgenden anfangen: »Er [der Teufel] reißt sich mit der rechten Hand den linken Arm ab und prügelt damit die Naturhistoriker zur Stube hinaus; sitzt mitten im lodernden Kamine, schluckt glühende Kohlen herunter, und schlägt dabei seinen Triller, daß Gott erbarm.«<sup>9</sup> Der Teufel entpuppt sich im weiteren Verlauf als leidenschaftlicher Sammler von »unehlichen Maikäfern, fetten Gastwirten und jungen Bräuten«<sup>10</sup>. So geht es Schlag auf Schlag weiter.

Dass Grabbe einen Brief von Tieck erhalten hatte, sollte/musste natürlich alle Welt erfahren. Besonders die Eltern, die vermutlich mit sehr gemischten Gefühlen an ihren »Krischan« dachten. Dieser schreibt im bewährten Jubelton: Tieck

erkundigt sich ... angelegentlich nach meinen Verhältnissen, sagt, daß ich seine große Teilnahme gewonnen hätte, daß ich ihm wieder schreiben möchte, daß er mit mir bekannt zu werden wünsche usw. Kurz, dieser Brief kann mir außerordentlich nützlich werden, denn wenn z. B. nur jemand weiß, daß ich mit Tieck, der fast niemanden eines Briefwechsels würdigt, korrespondiere, so ist das mehr Empfehlung, als wenn ich ein Adelsdiplom in der Tasche hätte. (S. 30)

Abermals insistiert er darauf, niemals nach Detmold zurückzuwollen. Dort werde er »wohl niemals ... wieder heimisch werden können, Euch aber will ich lieben, bis daß mir das Herz zerbricht! Stets, stets, stets, stets / Euer treuer Sohn.« (S. 31) Und bald darauf:

... daß ich in Detmold, wo mich niemand verstehen, sondern höchstens nur verachten kann, auf immer leben soll, werdet Ihr mir nicht zumuten; ... meine Freunde [haben mir] Korrespondenzen mit den größten deutschen Bühnen eröffnet ..., um mir auf irgendeiner einen Platz mit einem angesehenen Gehalte zu verschaffen. – Ich bin hier in Berlin schon so bekannt, daß man in vielen Gesellschaften häufig über mich redet. – Ihr sollt sehen,



teure Eltern, daß bald in allen Blättern von mir geschrieben wird. – Bis jetzt habe ich doch außer Bekannten, Lobsprüchen und Mahlzeiten noch nichts erhalten, und dennoch sind schon mehrere Neider aufgestanden. (S. 32)

Was seine Karrierechancen anbelangt, setzt er noch eins drauf:

Von dem Braunschweiger Theater hab ich einen Brief erhalten, der mir baldige Anstellung verspricht; wir haben aber auch an viele andere Theater geschrieben, und es wird alles schon gut gehen. Daß die 10 Louisdore, welche Ihr mir noch schicken wollt, die letzten sind, frißt mir um Euretwillen am Herzen – aber seid versichert, so gewiß ein Gott lebt, kommt noch die Zeit, wo ich Euch alles im größten Überflusse ersetze. (S. 33)

Das waren alles freilich nur Beschwichtigungsversuche für die armen, gedrückten Eltern, die jeden Pfennig zusammenhalten mussten, um ihrem Sohn das Studium – kann man es überhaupt so nennen? – zu ermöglichen. Einem Sohn, der jeden Heller verschleuderte und verprasste. In Wirklichkeit war Grabbe damals schon halb auf der Flucht. Seine Eltern hatten ihn wissen lassen, dass sie kein weiteres Geld mehr für ihn aufbringen könnten. Ihm blieb nichts anderes übrig, als Berlin zu verlassen. Um nicht nach Detmold zu müssen, wozu ihn seine Eltern aufgefordert hatten, wandte er sich erneut an Tieck: »Nahe am Untergange, blicke ich noch einmal auf der Erde umher und sehe keinen, keinen als Sie, zu dem ich mich wenden möchte; ich flehe um nichts, als diesen Brief zu lesen.« (S. 35)

Ein Bittbrief, wie er geschickter nicht hätte formuliert sein können. Der Verweis auf die eigenen Talente, den Erfolg seiner Werke in Berlin, die Gunst vieler Gönner, die Unmöglichkeit, je die Advokatenlaufbahn ergreifen zu können usw. usf. Und das alles nur als Vorspiel, um ein Gutachten über sein Lustspiel *Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung* zu erhalten. Es sollte die Tür bei einem Verleger öffnen und dadurch Geld in die Kasse spülen.

... ich rufe Sie bei allen Heiligen an, mir einige kurze Stunden zu widmen und mein Lustspiel zu lesen und mir, wenn es irgend möglich ist, in zwei Tagen darauf zu antworten; es ist keine Frechheit, daß ich Sie hierum bitte, es ist Verzweiflung ... (S. 37)

Grabbe hofft auf eine Anstellung am Sächsischen Hoftheater. Er versichert, dass er ein höchst bedeutendes Talent zum Schauspieler besitze.

[Ich] ersuche Sie, mir gütigst mitzuteilen, wenn sich vielleicht in Dresden eine Aussicht für mich eröffnen sollte, – o verstoßen Sie mich nicht! Wer weiß, wo ich in acht Tagen bin, wenn ich keine Antwort von Ihnen erhalten sollte! Nur eine kurze Antwort! Sie werden es nicht bereuen, mich beschützt zu haben, denn ich habe noch nie Feinde, sondern höchstens Neider gehabt. Verzeihung, Verzeihung, wenn ich zu kühn gewesen bin! (S. 38)

Noch bevor eine Antwort aus Dresden eintraf, bemühte sich Grabbe auch um ein Engagement in Leipzig. Durch die Vermittlung des Schauspielers Eduard Jerrmann versuchte er, beim Intendanten des Stadttheaters vorzusprechen. Für Jerrmann war Grabbe möglicherweise ein talentierter Theaterautor, keineswegs aber ein guter Schauspieler:

Ein Jüngling von ungefähr zwanzig Jahren stand vor mir; die hagere, ja dürre Gestalt, die eingefallenen, blassen Wangen, die um seinen Körper schlotternden abgetragenen, dem Anscheine nach nicht für ihn gearbeiteten Kleider, boten das Bild des Elends dar. Um sein abgemagertes Antlitz hing nachlässig eine Fülle blonden Haares, das jedoch seit langem schon einer ordnenden Hand entbehrte.<sup>11</sup>

Es bedarf kaum der Erwähnung, dass Grabbe jeden Beweis schauspielerischen Talents schuldig blieb. Was ihn aber nicht davon abhielt, im nächsten Brief an Tieck seine schauspielerische Ader über Gebühr herauszustellen:

Über mein etwaiges Talent zur Bühne wage ich mich nicht weiter auszulassen, weil ich dabei zu leicht in den Schein der Selbsthudelei verfallen möchte: ich versichere nur ganz einfach, daß ich meine Stimme ohne Anstrengung vom feinsten Mädchendiskant bis zum tiefsten Basse modulieren kann und daß der höchste Tadel, welchen man in Gesellschaften über meine Darstellung aussprach, darin bestand, daß ich die Charaktere beinahe zu scharf und eigentümlich aufgriffe und im Tragischen den

Zuschauer zu sehr erschreckte. Auch lautet es läppisch, aber ich muß es doch sagen, daß ich in dem Augenblick keine Rolle wüßte, die ich mir nicht binnen zwei Wochen zu spielen getraute; mindestens zweifle ich nicht, daß, wenn ich z. B. den Hamlet oder Lear gut sollte darstellen können, ich den Falstaff oder Dupperig nicht weniger gut agieren würde; ja es scheint beinahe, als vermöchte nur diese Allgemeinheit mein Gemüt in steter Frische erhalten. (S. 39f.)

Tieck lud Grabbe daraufhin nach Dresden ein. Die Begegnung endete im Desaster. Wiederum sprach Grabbe erfolglos am Theater vor. Über seinen Besuch bei Tieck ist verbürgt:

Es war im Frühjahr 1823, als ein Fremder zu ihm ins Zimmer trat; eine schwächliche Figur, ein bleiches Gesicht, von Sorge und Leidenschaft zerstört. Verlegen und unbehülflich, kündigte er mit polternder Stimme an, er sei Grabbe. Kaum konnte es eine größere Selbsttäuschung auf der einen, und Enttäuschung auf der anderen Seite geben. Von allen Talenten, die Grabbe von sich gerühmt hatte, besaß er keines, weder Stimme, noch Haltung, noch Wandlungsfähigkeit. Alles beruhte auf einer Einbildung, die sein Unglück vermehrte. ... Auch ergab sich, daß durch häufigen Genuß geistiger Getränke seine Gesundheit zerrüttet sei.<sup>12</sup>

Seinem Studienfreund Ludwig Gustorf versichert Grabbe hingegen:

ich stehe und halte mich im Hintergrunde – kommt tempus, kommt Grabbe. – Was mein Auftreten betrifft, so hat das Weile. (S. 43)

Zwei Monate später musste Grabbe nach Hause beichten, dass er einen »dummen Streich gemacht« (S. 49) habe. Er hatte das Geld für die Rückreise nach Detmold verzecht. Doch von Reue keine Spur. Abermals baut er Luftschlösser:

Verzeihet meinen Fehler, ich bin noch zu jung. Auch kann ich Euch wahrscheinlich etwas Gedrucktes mitbringen, da Tieck jetzt Hand an meine Stücke gelegt hat und mir einen tüchtig bezahlenden Buchhändler zu verschaffen sucht. (S. 50)

Ich bin heiter, frisch, froh, gesund und sehne mich innig, einige Zeit bei Euch zu sein. – Eben läßt mich ein Leipziger Buchhändler zum Abendessen ... (S. 50)

Schön wär's gewesen. Anfang August 1823 reiste der 22-Jährige nach Braunschweig ein. Auch hier gelang es ihm nicht, am Theater unterzukommen. Er reiste nach Hannover weiter. Auch hier das gleiche Spiel. Der Verzweiflung nahe, verfasst er ein Hilfsgesuch an den Kronprinzen von Preußen, Friedrich Wilhelm IV. Er schließt mit den Worten: »Viele nannten mich genial, ich weiß indes nur, daß ich wenigstens ein Kennzeichen des Genies besitze, den Hunger.«<sup>13</sup> (S. 456)

Grabbes Bewerbungsreise war eine einzige Niederlage seines Künstlertums. Die unausweichlich gewordene Rückkehr nach Detmold stand bevor. Sie war der Tiefpunkt seines Lebens. Er verkroch sich. Ein halbes Jahr mied er jeden öffentlichen Kontakt. Er fürchtete Spott und Häme seiner Landsleute. Noch einmal sollte Tieck den rettenden Strohalm reichen:

Könnten Ew. Hochwohlgeboren mich zu irgendeinem Geschäfte gebrauchen, welches anderthalb hundert Taler einbrächte, so wäre ich erlöst und glücklich. Vielleicht hätte ich dann bald Gelegenheit, mich weiter emporzubringen, oder zum wenigsten könnte ich sie doch abwarten. (S. 51f.)

Im nächsten Schreiben an Tieck heißt es:

Nun sitze ich hier in einer engen Kammer, ziehe die Gardinen vor, damit mich die Nachbarn nicht sehn, und weiß keine Menschen in den gesamten lippischen Landen, denen ich mich deutlich machen könnte ... Mein Malheur besteht einzig darin, daß ich in keiner größern Stadt, sondern in einer Gegend geboren bin, wo man einen gebildeten Menschen für einen verschlechterten Mastochsen hält. (S. 54)

Mit weniger brieflicher Rhetorik liest sich der Absturz ins kleinstädtische Detmold im Brief an den Studienfreund Ludwig Gustorf so:

In diesem Detmold, wo ich abgeschnitten von aller Literatur, Phantasie, Freunden und Vernunft bin, stehe ich (Dir ins Ohr gesagt) am Rande des Verderbens. Ich muß fort, und wenn ich Hundrichs Bedienter werden sollte, und ich muß emporkommen, muß, werde und soll emporkommen, wenn ich nur am Leben bleibe. (S. 56)

Und ein letzter Hilfescrei in Richtung Dresden, wiederum an Tieck gerichtet:

Meine Gesundheit ist eisenfest, und ich wollte nichts mehr wünschen, als daß ich sie Ihnen schenken könnte. O Herr! jedes Wort von Ihnen gilt viel; wenn Sie mir in Dresden, Berlin oder Leipzig irgendwo ein schmales Unterkommen bei einem Buchhändler oder Theater usw. schaffen könnten, so hätten Sie mich und zwei alte Leute glücklich gemacht. (S. 58)

Tieck hatte Grabbe längst aufgegeben. Oder fürchtete, von diesem überspannten Irrwisch immer neu in Beschlag genommen zu werden. Das Abenteuer Grabbe war für ihn beendet. Das Schlusswort dieser Beziehung spricht Grabbe selbst. Neun Jahre später schreibt er in einem Brief an Carl Georg Schreiner: »Tieck ist nichts als ein halbgelehrter Schwätzer, Nachahmer, und Shakespearebewunderer, weil er von Shakespeare nichts versteht, sich aber mittelst seiner vergöttern will.« (S. 424)

Des Trauerspiels zweiter Akt. Die Hauptperson ist geblieben. Geändert hat sich die Kulisse. Grabbe ist nun Auditeur (Militärgerichts-Beamter) in Lohn und Brot. Er hatte sich gefangen, sich fangen müssen, schien zur Vernunft gekommen. Er hatte juristische Examina abgelegt und die Zulassung zum Advokaten erhalten. Geläutert schreibt er dem Archivrat Klostermeier:

[M]eine ehemals sehr heftige Phantasie hat mir bis jetzt viel geschadet, aber auch insofern genützt, als ich all meinen Verstand schärfen und aufbieten mußte, sie zu zügeln; dadurch bin ich der Selbstbeherrschung näher gekommen, und ich habe mich kennen lernen, das beste Mittel gegen Dünkel und Eitelkeit; mein Charakter ist, wenn man ihn im allgemeinen nimmt, wohl nicht zu den schwankenden zu zählen, und ich gestehe, daß ich das Böse zwar hasse, aber Gemeinheit und Schwäche

mir an anderen das Widerlichste auf Erden ist; mein Wissen ist großes, meist unnützes Stückwerk. (S. 68)

Man will es kaum glauben. Grabbe als pflichtbewusster, fleißiger Beamter? Wie lange konnte das gutgehen? Es ging nicht lange gut. Denn Grabbe erhielt einen Brief aus Frankfurt am Main. Absender war sein ehemaliger Kommilitone Georg Ferdinand Kettembeil, der inzwischen als Verleger arbeitete. Er bot an, Grabbes frühe dramatische Dichtung herauszubringen. Sein Angebot wirkte, Grabbe zufolge, wie »eine Stimme in der Wüste« (S. 83). Mit einem Mal, kometenhaft, als wäre nichts gewesen, war Grabbe wieder ganz der Alte. Alle Flausen und Grillen waren wieder da. Seine Fantasie war in Brand gesetzt. Kühnste Pläne entstanden. Er sah seinen Dichterruhm ganz nahe vor Augen. Er rekapituliert:

[I]ch bin nicht glücklich, werde es auch wohl nie wieder. Ich glaube, hoffe, wünsche, liebe, achte, hasse nichts, sondern verachte nur noch immer das Gemeine; ich bin mir selbst so gleichgültig, wie es mir ein Dritter ist; ich lese tausend Bücher, aber keines zieht mich an; Ruhm und Ehre sind Sterne, derenthalben ich nicht einmal aufblicke; ich bin überzeugt, alles zu können, was ich will, aber auch der Wille erscheint mir so erbärmlich, daß ich ihn nicht bemühe; ich glaube, ich habe so ziemlich die Tiefen des Lebens, der Wissenschaft und der Kunst genossen ... der Verstand ist ausgegossen und das Gefühl zertrümmert. ... Der Mensch ist in facto nichts; er ist nur Erinnerung oder Hoffnung, was man Gegenwart nennt, ist ein häßliches Ding, und kaum kann man es bemerken. Meine Seele ist tot, was jetzt noch unter meinem Namen auf der Erde sich hinschleift, ist ein Grabstein, an welchem Tag für Tag weiter an der Grabchrift gehauen wird ... (S. 78f.)

Der Verleger wurde vom euphorisierten Grabbe förmlich überrannt. An diesem prallten alle möglichen Einwände ab. Vom Erfolg einer zweibändigen Ausgabe seiner dramatischen Dichtungen war er felsenfest überzeugt. So behauptete er es jedenfalls. Und versicherte: »Hierzulande allein wird man eine Masse Exemplare kaufen« (S. 87), was sich erwartungsgemäß als Trugschluss herausstellte.

Grabbe war nicht zu halten. Immer neue Ideen und Projekte spukten ihm im Kopf herum: »Ich gehöre ... zu den Pflanzen, die stets wachsen ... ich habe genug zertrümmert und verdaut, ich muß wieder aufbauen ...« (S. 89). Im Oktober 1827 war es soweit. Grabbes *Dramatische Dichtungen* erschienen. Ein Exemplar schickte er an Goethe in Weimar, der aber nicht reagierte.

Grabbes Produktivität war angeheizt, sein Optimismus ungebrochen:

[V]ielleicht [ist] die Periode meines Lebens aufgegangen, in der ich, grade weil ich am ruhigsten bin, das Größte und Feurigste leisten kann. Ich glaube der Ätna hat am meisten Ruhe, wenn er das meiste Feuer speit. Das merke ich schon überall, wir, der eventuelle »Messias der deutschen Bühne« (Rousseaus Worte) wollen die Paviane ... als schändliche Heiden verjagen. (S. 132)

Und: »Meine Sache steht wunderbar. Ich könnte losbrechen. Es wäre ein enormer Streich. Doch noch bin ich Grabbe das Tigerlein, der gern lauert, bis er gewiß krallt.« (S. 158)

Eins der Stücke, *Don Juan und Faust*, wurde 1829 am Detmolder Hoftheater aufgeführt. Es blieb die einzige Aufführung eines Stückes von ihm, die Grabbe selbst erleben konnte. Wiederum handelt es sich um ein Drama der seelischen Zerrissenheit und des Lebensüberdresses:

Zertrümmern, mit den Trümmern  
Ein Trümmerwerk erbaun, das kann der Mensch,  
... Aus Nichts schafft Gott, wir schaffen aus  
Ruinen! Erst zu Stücken müssen wir  
Uns schlagen, eh wir wissen, was wir sind  
Und was wir können!<sup>14</sup>

Grabbe ließ nichts unversucht, seinen Ruhm zu mehren, unter anderem durch die Abfassung von Selbstrezensionen. Besonders machte ihm sein lähmender Brotberuf zu schaffen: »Meine Stube ist wie eine Brandstätte. Zehntausend Menschen mögen in den letzten Monaten mit ihren verschiedenen Gesuchen, Beschwerden pp. darüber gegangen sein, vielleicht noch mehr. Ich habe auch Pfunde von Galle ausgespien.« (S. 209)

Seit Herbst 1831 stand es schlecht um ihn. Er litt an schweren Kopfschmerzen, Gicht und Bluterbrechen. Er schrieb Kettembeil:

Daß ich sehr gäre, sehr schlimm jetzt bin, weiß ich auch. Ich habe 5 Seelen im Kopfe. Ich weiß aber auch, daß ich nur nicht selbst einzustürzen brauche, um in den Tagen der Ruhe alle die Schätze, Schlacken und Felsen zu sehen, die ich ausgeworfen habe, und sie zu benutzen ... Ich achte allmählich die Menschen zu wenig, um mir die Mühe zu geben, sie zu Narren zu halten. (S. 228f.)

Die Unruhe sollte sich noch um ein Vielfaches steigern. Grabbe wurde zum Mittelpunkt einer verhängnisvollen Posse, in der er eine mitleidvolle Rolle spielte. Er warb heißblütig um die 20-jährige Kaufmannstochter Sophie Henriette Meyer – vergeblich. Stattdessen heiratete er 1833 Louise Christiane Clostermeier, die ihn zuvor ebenfalls abgewiesen hatte. Die fortwährenden Ehekonflikte wurden Gegenstand des Stadtklatsches. Die ernüchternde Ehe, das Versiegen der Hoffnungen auf literarischen Erfolg und ein Arbeitsalltag, der ihm alles abverlangte – all dies trieb Grabbe in die Verzweiflung. Der Rum wurde sein ständiger Begleiter. Auch seine Urteile über berühmtere Dichterinnen und Dichter wurden immer galliger und zynischer. Zwei von vielen möglichen Kostproben aus den Jahren 1831 bis 1835:

Börnes Briefe kenne ich nicht. Er ist ein Narr, der sich nicht genug anerkannt glaubt, und Onanie ist ein schlechter Trost. (S. 236)

Bettinchen [von Arnim] wird rezensiert, ich kann daher die Stunde nicht mehr genau bestimmen, in der Sie dies Geschöpf des Ekels zurückerhalten. Haben Sie diese kletternde briefstellernde Katze nötig, sagen Sie es mir nur. Wenn ich 3 Seiten darin gelesen, muß ich mich erst immer verschnauften, und mein Zimmer kommt mir vor wie voll Katzenpisse. (S. 395)

Auch Rahel von Varnhagen, Heinrich Heine, Goethe und Hegel wurden zu Opfern solcher Schimpfkanonaden: Und welche Neuigkeiten hatte Grabbe sonst zu verkünden? »2 Fliegen haben Leistenbruch gekriegt, – 1 Ameise hat auf Champagner gesetzt, – der Teufel gebraucht



Schlammbäder, – das Hambacher Fest ist albernes Zeug, sie haben gesoffen und sind a maniera tedesca nach Haus gegangen ...« (S. 244)

Grabbe spürte, dass es mit ihm zu Grunde ging, wenn er sein Leben nicht neu ordnete. Ein Biograf berichtet, dass er im April 1831 im angetrunkenen Zustand vormittags um elf Uhr in Unterhosen, Frack und Pantoffeln zwei lippische Offiziere vereidigt habe – ein Glas Rum gewohnheitsgemäß neben sich. Der Lippischen Regierung blieb das nicht verborgen. In dieser Situation setzte Grabbe wieder einmal alles auf eine Karte. Er ging seinen Landesherrn um einen Dichtersold an. Sein Gesuch wurde abgelehnt, aber er wurde für ein halbes Jahr beurlaubt. Nach Ablauf dieses Intermezzos kündigte Grabbe endgültig. Im September 1834 erhielt er seinen Abschied.

Er reiste zunächst nach Frankfurt. Dort wollte er noch einmal versuchen, im literarischen Leben Fuß zu fassen. Doch die Enttäuschung folgte auf dem Fuße. Es kam zum Streit, als sich Kettembeil weigerte, Grabbes Drama *Hannibal* zu drucken. Die *Dramatischen Dichtungen* und auch Grabbes *Hohenstaufen-Dramen* hatten sich miserabel verkauft. Völlig niedergeschlagen verließ Grabbe nur noch selten sein Dichterstübchen. Er lebte isoliert, von Tag zu Tag einsilbiger und missmutiger, fortwährend kränkelnd. Carl Gutzkow konstatierte: »Grabbe war hier – wahnsinnig u betrunken: ganz ruiniert. Er irrt wie ein Vagabond umher.«<sup>15</sup>

Grabbe stand wieder einmal vor dem Nichts. Im November schrieb er einen Bettelbrief an Carl Leberecht Immermann, der damals in Düsseldorf neben seinem Amt als preußischer Beamter eine Art Privattheater unterhielt. Immermann antwortete und Grabbe machte sich gleich auf den Weg.

In Düsseldorf war er ungemein produktiv. 35 Theaterbesprechungen und Abhandlungen flossen ihm aus der Feder. Daneben entstand das Drama *Hannibal* und der Plan zu seinem – das war Grabbe damals schon bewusst – Abschiedswerk, der *Hermannsschlacht*. Grabbe wusste, dass er sich verausgabt hatte. Seine Stücke fraßen ihn auf. Seinen neuen Verleger Carl Georg Schreiner ließ er im Sommer 1835 wissen: »Ich bin in vollstem Ernst ganz lebensatt. Und ich fürchte, daß ich, wenn ich den *Hermann* vollendet, die Rechnung schließe. Ich habe zuviel genossen.« (S. 397) In einem weiteren Brief an Schreiner nannte er die *Hermannsschlacht* wohl seinen »letzte[n] Trost«. (S. 417)

Grabbe wäre nicht Grabbe, wenn er nicht einrisse, was er zuvor mühsam aufgebaut hatte. Sein Verhältnis zu Immermann kühlte ab, nachdem Grabbe das Düsseldorfer Theater kritisiert und verspottet hatte. Wieder einmal schlug sein Hass auf alle Trivialdramatik durch.

Im Herbst 1835 kam es zum endgültigen Bruch mit Immermann. Grabbe verbrachte wieder die meiste Zeit im Wirtshaus, oft mit gleichgesinnten Künstlern, Literaten und Musikern. Im April 1836 bat er seinen Freund Moritz Petri, seine Rückkehr nach Detmold vorzubereiten. Ende Mai traf er dort ein. Er bot ein Bild des Jammers:

Seine Kleidung schien sehr abgetragen und saß sehr nachlässig; der braune Frackrock war hinten am Ellenbogen schon ziemlich weiß geworden und die weite schwarze Hose wehte sehr melancholisch um seine dünnen Beine; die dunkle Weste war bis unter dem Halse zugeknöpft, seine grobe Halsbinde ließ nichts Weißes sehen und auf dem Kopfe trug er eine alte grüne Mütze. In seinem ganzen Körper war kein Halt, er wankte so, daß man fast befürchten mußte, er möchte umfallen; nur langsam bewegte er sich fort ... Als er durch Abnehmen seiner Mütze wieder grüßte, konnte man wahrnehmen, wie sehr ihm das Haar ausgegangen war, sein Kopf war beinah kahl, nur hin und wieder flatterte eine einsame Locke im Winde. Dabei lag auf seinem abgemagerten Gesichte eine tiefe Blässe, eine dicke Finsterniß lagerte sich auf seiner hohen Stirne, ein Gewitter um den Olymp, aber die Blitze seiner Augen waren sehr matt.<sup>16</sup>

Er war das Gespött der Leute. Seine Frau wollte ihn nicht sehen und verweigerte ihm den Zutritt zum Klostermeier'schen Haus. Am 6. August beantragte seine Frau beim Fürstlichen Konsistorium die Scheidung. Grabbe lag zu dieser Zeit meist nur noch apathisch im Bett, von Manuskriptblättern und Bierflaschen umgeben. Er starb am 12. September 1836.

Für Carl Leberecht Immermann war Grabbe ein Mensch, der vom Mond auf die Erde gefallen war.<sup>17</sup> An anderer Stelle ist von einer »verunglückten Biographie«<sup>18</sup> die Rede. Eine abgrundtiefe Schüchternheit und Menschenscheu wurden ihm bescheinigt. Er war von Anfang an eine erbarmungswürdige, gepresste Existenz. Aber auch, und da ist sich die Forschung einig, das größte dramatische Talent der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Nicht nur in seinen Theaterstücken, sondern auch

in seinen Briefen präsentiert sich Grabbe als Meister der Inszenierung, als ein Spieler und Jongleur. Hoffnung und Hoffnungslosigkeit liegen dicht beieinander, hochfliegender Geist und abgrundtiefe Abstürze. Seine Briefe waren Schachzüge, Klimmzüge, Winkelzüge. Der Autor operierte hinter den Kulissen, weil er sich, menschenscheu wie er war, kaum vor den Vorhang traute.

## Anmerkungen

- 1 An Georg Ferdinand Kettembeil, 29.01.1832, zitiert nach: *Christian Dietrich Grabbe: Briefe*. Hg. von Lothar Ehrlich unter Mitarbeit von Viktor Liebrecht. Bielefeld 1995, S. 237f. Die nachfolgenden, in Klammern gesetzten Seitenzahlen beziehen sich auf diese Briefausgabe.
- 2 Heinrich Heine: *Sämtliche Werke. Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Düsseldorfer Ausgabe*. Bd. 15, S. 67. Es handelt sich um einen Auszug aus Heines *Memoiren*.
- 3 Das Werk ist verschollen. Brief vom 28.7.1817, *Briefe* (Anm. 1), S. 7f.
- 4 Christian Dietrich Grabbe: *Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe* in sechs Bänden. Bearb. von Alfred Bergmann. Emsdetten 1960-1973. Bd. 5, S. 18.
- 5 *Werke* (Anm. 4), Bd. 1, S. 146.
- 6 Ebd., S. 81f.
- 7 Ebd., S. 3f.
- 8 *Werke* (Anm. 4), Bd. 1, S. 273.
- 9 Ebd., S. 223, S. 229.
- 10 Ebd., S. 237.
- 11 Alfred Bergmann (Hg.): *Grabbe in Berichten seiner Zeitgenossen*. Stuttgart 1968, S. 30.
- 12 Grabbe, *Berichte* (Anm. 11), S. 46.
- 13 Undatiert, allerdings nichts abgeschickt.
- 14 *Don Juan und Faust*, in: *Werke* (Anm. 4), Bd. 2, S. 433.
- 15 Grabbe, *Berichte* (Anm. 11), S. 134.
- 16 Ebd., S. 185f.
- 17 »Wenn ein Bewohner des Mondes auf die Erde fiel, er würde sich zu uns anderen nur ungefähr so fremd verhalten, wie mein irrender Ritter der Poesie. Nichts stimmte in diesem Körper zusammen. Fein und zart – Hände und Füße von solcher Kleinheit, daß sie mir wie unentwickelt vorkamen – regte er sich in eckichten, rohen und ungeschlachten Bewegungen; die Arme wußten nicht, was die Hände taten, Oberkörper und Füße standen nicht selten im Widerstreite.« (Karl Leberecht Immermann: *Memorabilien*. München 1966, S. 166).
- 18 Lothar Ehrlich: *Christian Dietrich Grabbe*. Leipzig 1986, S. 5.

# Inhalt

Vorab	9
WELTSCHMERZ in Anton Mathias Sprickmanns Autobiografie <i>Meine Geschichte</i> (1787ff.)	11
TODESÄNGSTE in Annette von Droste-Hülshoffs Werken und Briefen	22
INNERE ZERRISSENHEIT – Christian Dietrich Grabbes Briefe	39
SCHIZOPHRENE GEWALT in Peter Hilles Erzählung <i>Ich war der Mörder</i> (1888)	56
TÖDLICHER WAHNSINN in Gustav Sacks Romanfragment <i>Paralyse</i> (1913/14)	69
PSYCHIATRIEERFAHRUNGEN in Lebenszeugnissen Jakob van Hoddis’ und Gustav Sacks (1912/1916)	84
PERSÖNLICHKEITSSPALTUNG in Adolf von Hatzfelds Erzählung <i>Franziskus</i> (1919)	92
DROGENABHÄNGIGKEIT in Paul Schallücks Roman <i>Die unsichtbare Pforte</i> (1954)	103
TRAUMATA in Peter Paul Althaus’ Gedichtband <i>Wir sanften Irren</i> (1956)	114
DESTRUKTIVER NARZISSMUS in Heinrich Schirmbecks Roman <i>Ärgert dich dein rechtes Auge. Aus den Bekenntnissen des Thomas Grey</i> (1957)	127

MORDFANTASIEN in Thomas Valentins Roman <i>Hölle für Kinder</i> (1961)	146
UNBEWÄLTIGTE SCHULDKOMPLEXE in Jenny Alonis Roman <i>Der Wartesaal</i> (1969)	156
GEFÜHLSCHAOS in Karin Strucks Roman <i>Klassenliebe</i> (1973)	164
UNBEWÄLTIGTE VERGANGENHEITSERFAHRUNG in Rainer Horbelts Roman <i>Die Zwangsjacke</i> (1973)	174
ENTFREMUNG in Sozialreportagen von Max von der Grün	182
RADIKALE SELBSTENTBLÖSSUNG in Ernst Müllers <i>Mancha</i> -Romanen (1982-1996)	190
HALLUZINATIVE WELTFLUCHT in Werner Zilligs Roman <i>Die Parzelle</i> (1984)	200
REALITÄTSVERLUST in Wolfgang Welts Romanen <i>Peggy Sue</i> (1986), <i>Doris hilft</i> (2009) und <i>Fischsuppe</i> (2014)	205
HILFLOSIGKEITSGEBÄRDEN in Walter Liggesmeyers Gedichtband <i>Schwarze Zeit</i> (1989)	218
IDENTITÄTSVERWIRRUNG in Erwin Grosches Theaterszenen und seiner Krimi-Groteske <i>Alle Gabelstaplerfahrer stapeln hoch</i> (1993)	227
GEWALTFANTASIEN in Ludwig Homanns Erzählungen und Romanen	242
KREBSERFAHRUNG (1) in Hans Dieter Schwarzes Roman <i>Rote Vogelschwärme</i> (1994)	251
ÜBERSPRUNGSHANDLUNGEN in Jörg Uwe Sauers Roman <i>Uniklinik</i> (1999)	256

IDENTITÄTSVERLUST in Martin Jürgens' Inszenierung von Robert Walsers Roman <i>Jakob von Gunten</i> (2000-2002)	266
KRANKHAFTES OBSESSIONEN in Judith Kuckarts Romanen <i>Kaiserstraße</i> (2006) und <i>Der Bibliothekar</i> (1998)	280
KREBSERFAHRUNG (2) in Michael Klaus' Romanen <i>Totenvogel Liebeslied</i> (2006) und <i>Tage auf dem Balkon</i> (2009)	288
SELBSTENTFREMUNG in Hans-Ulrich Treichels Romanen <i>Anatolin</i> (2008) und <i>Der Verlorene</i> (1998)	298
MUTTERVERLUST: Peter Wawerzineks Roman <i>Rabenliebe</i> (2010)	305
MINDERWERTIGKEITSGEFÜHLE in Andreas Mands Roman <i>Der zweite Garten</i> (2015)	321
DEPRESSIONEN in Tobi Katzes Roman <i>Morgen ist leider auch noch ein Tag. Irgendwie hatte ich von meiner Depression mehr erwartet</i> (2015)	331
NAHTODERFAHRUNG in Nina Georges Roman <i>Das Traumbuch</i> (2016)	345
TODESSEHNSUCHT in Tim Krohns gleichnamiger Erzählung (2017)	356
NO-RESTRAINT – Andreas Kollenders Roman <i>Von allen guten Geistern</i> (2017) über Ludwig Meyer, einen Pionier der Psychiatriebewegung	363
LEBENSÜBERDRUSS in Christoph Höhtkers Roman <i>Das Jahr der Frauen</i> (2017)	379
POSTTRAUMATISCHE BELASTUNGSSTÖRUNGEN in den Romanen Klaus Märkerts (2009-2019)	384

GRÖSSENWAHN in Jan Philipp Zymnys Roman <i>Grüß mir die Sonne</i> (2017)	395
AMNESIE in Christian Y. Schmidts Roman <i>Der letzte Huelsenbeck</i> (2018)	403
BINDUNGSLOSIGKEIT in Susan Krellers Jugendroman <i>Elektrische Fische</i> (2019)	413
SUIZIDGEFÄHRDUNG in Burkhard Spinnens Roman <i>Rückwind</i> (2019)	418
PHOBIEN in Helge Timmerbergs Reiseroman <i>Das Mantra gegen die Angst</i> (2019)	425
ADHS-SYMPТОМАТИК in Thorsten Nagelschmidts Roman <i>Arbeit</i> (2020)	431
VERLUSTERFAHRUNGEN in Michael Roes' Essayband <i>Melancholie des Reisens</i> (2020)	434
GESPALTENE WAHRNEHMUNG in Timon Karl Kaleytas Roman <i>Die Geschichte eines einfachen Mannes</i> (2021)	447
Dank	461